Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 22 (1940)

Heft: 51

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 20. Dezember 1940. Erscheint jeden Freitag 22. Jahrgang Nr. 51

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: August Fisz A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 7 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur A.-G., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.80, halbjährlich Fr. 6.10 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 14.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wir lesen heute:

Hilfe für Mutter und Kind II.
An alle, die noch eine Heimat haben
Ein Wegweiser zur Frauenbewegung
Einem neuen Bundesrat zum Gruß

Wochenchronik

Inland.

Unsere Grenzstadt **Basel** ist in der Nacht vom Montag auf den Dienstag das tragische Opfer eines fremden **Fliegerüberfalles** geworden. Kurz nach 11 Uhr nachts gingen 12 Bomben über die Stadt nieder, die zur Hauptsache in der Nähe des Zentralbahnhofes einschlugen und offenbar den dortigen Bahnanlagen galten. Aber auch das Außenquartier Binningen wurde heimgesucht und dort mehrere Einfamilienhäuser zum Teil zerstört oder schwer beschädigt. Vier Todesopfer sind zu beklagen. Die amtliche Untersuchung ergab, daß es sich um englische Bomben, also wieder um englische Flieger handelt. Der Ueberfall kann unmöglich der Verdunkelung zur Last gelegt werden, denn es war mondhelle Nacht und die auffällige geographische Lage Basels am Knie des Rheins deutlich erkennbar. Direkte Böswilligkeit wird man dem Angriff kaum unterschieben dürfen, aber immerhin handelt es sich um einen unentschuldbaren und tragischen Mangel an geographischen Kenntnissen. Sobald die Herkunft der Bomben festgestellt war, hat der Bundesrat einen scharfen Protest und Schadenersatzforderung nach London gerichtet.

Die Aufregungen über die **Bundesratswahlen** sind bereits verebbt. Immerhin klingen noch kritische Töne nach. Die Westschweiz ist sich so ziemlich einig in der Erkenntnis, daß es sich nicht um ein privatpolitisches Nein der deutschen Schweiz gegenüber einer zweiten welschen Vertretung gehandelt hat, sondern, daß diese einzig am Mangel einer geeigneten einheitlichen Kandidatur scheiterte. Wäre die welsche Schweiz in der Lage gewesen, eine erstklassige solche aufzustellen, sie wäre bestimmt auch durchgedrungen.

Mit den zunehmenden Schwierigkeiten in unserer Versorgungslage rücken naturgemäß die **Ernährungsfragen** mehr und mehr in den Vordergrund. So hat vor kurzem in Bern die eidgenössische Kommission für kriegswirtschaftliche Ernährungsfragen sich einläßlich mit der Aufstellung eines Kriegsernährungsplanes für Volk und Armee befaßt, der den Erfordernissen einer gesunden Ernährung und den praktischen Versorgungsmöglichkeiten entsprechen soll. Fragen der Propaganda und Aufklärung sowie der Diät für Kranke im Rahmen der Rationierungen soll noch besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Großem Interesse begegnet auch das in unsern Berichten bereits erwähnte Programm von Dr. Wahlen vom Kriegsernährungsamt, der errechnete, daß wir mit einer Verdoppelung unserer normalen Anbaufläche, die allerdings einen gewaltigen Mehrarbeitseinsatz erfordern würde, alle Aussicht haben, unsere Ernährung, sollten alle Zufuhren aufhören, aus unserm eigenen Boden bestreiten zu können. Die oben erwähnte Kommission erklärte sich tief beeindruckt und beruhigt über die umsichtige Arbeit, die das eidgenössische Kriegsernährungsamt bisher geleistet hat.

Ausland

Die große Ueberraschung der Woche bildet die gänzlich unerwartete **Entlassung** des französischen Wizeministerpräsidenten und Außenministers **Pierre Laval** aus seinen Aemtern sowie dessen Inhaftierung. Zu seinem Nachfolger als Außenminister wurde von Marschall Pétain **Flandin** ernannt. Welches mögen wohl die Gründe für diesen plötzlichen Wechsel sein? Man ist heute noch völlig im Unklaren darüber. Einige wollen wissen, daß Laval einen Staatsstreich vorbereitete und sich selbst an Marschall Pétains Stelle setzen wollte. Darauf könnte vielleicht Pétains beruhigende Versicherung hindeuten, als er am Radio dem französischen Volke von der Entlassung Mitteilung machte: „Ich bleibe am Ruder." Gewiß ist, daß die öffentliche Meinung Frankreichs, so sehr sie sich hinter Pétain stellt, ein immer heftigeres Mißtrauen gegen Laval empfand und ihn immer entschiedener ablehnte. Man

(Fortsetzung siehe Seite 2)

Weihnacht 1940

„Und er kam in sein Eigentum." Joh. 1, 11.

Er kam! Hunderte von Jahre waren es, die auf ihn warteten; Tausende von Menschen waren es, die sehnsüchtig nach ihm Ausschau hielten; ungezählte Hände waren es, die sich ihm entgegenstreckten und ebenso viele Herzen, die ihm ungeduldig entgegenklopften. So ist auf ihn gewartet worden, daß der Pulsschlag jenes Wartens noch heute in uns klopft. Und dann ist er gekommen. Die Jahrhunderte haben nicht vergeblich auf ihn gewartet, die menschlichen Heere der Hungernden und Verzweifelnden nicht umsonst nach ihm ausgeschaut. Mit jener Nacht, die einmal kam, nicht anders als irgend eine vor ihr oder nach ihr und dennoch so, daß sie als die so ganz und gar „andere" Nacht heller war als der hellste Tag, hat sich erfüllt, was sich nur einmal erfüllen konnte: Er kam! Und von dieser Nacht gilt, was ebenfalls allein von ihr gelten kann: Die Jahrhunderte, die vor ihr waren, haben von ihr gelebt, und die Jahrhunderte, die nach ihr kamen, leben noch heute von ihr. Und die Menschengeschlechter, die unter den Schatten des Todes auf sie warteten, wurden von ihrem Trost getragen, und die Menschengeschlechter, die unter denselben Schatten des Todes nicht mehr nur warten, sondern von ihr wissen, werden von ihrer Freude genährt. Nun ist aber nicht sie es, die Nacht, die kam, sondern er, „den alter Veli Kreis nie beschloß" und den eben sie, diese Nacht, ihnen und uns geschenkt hat. Er kam. Weil er nun aber so kam, wie die Jahrhunderte es nicht erwarteten und darum auch nicht recht glauben konnten, wie die Heere der Heimatlosen es sich nicht träumten und die Gewaltigen dieser Erde es sich nicht wünschten, darum kam er nicht anders als eben verhüllt im Wunder jener Nacht und offenbar durch ihr verhülltes Wunder. Von ihr müssen wir reden, um von ihm reden zu können; sie müssen wir suchen, um ihn zu finden; ihr müssen wir uns beugen, um vor ihm niederfallen zu dürfen! Darum lebt auch unsere Nacht von ihr, jener Nacht. Darum auch halten wir, die sehnsüchtig Wartenden, Ausschau nach ihr, darum strecken sich auch unsere Hände aus nach ihr, darum klopfen auch unsere Herzen ihr entgegen in Geduld und Ungeduld zugleich.

Er kam! heißt es darum auch für dich, du Nacht des Jahres 1940. Auch du konntest mit allem, was du „konntest", nur dies Eine: Auf ihn warten und in diesem Warten dich dieser Botschaft getrösten: Er kam. Du hast nichts anderes „gekonnt" als die zahllose Zahl der Jahre, die von ihm leben, um eine, eben deine Zahl zu vergrößern. Vielleicht auch hast du einiges zu der zahllosen Zahl derer hinzugefügt, die hungern, die frieren, die in den Schatten des Todes weinen und dennoch leben, weil er kam, — die meinen, alles zu können und vor ihm, der kam, dennoch nichts können, die nach nichts fragen und einst dennoch nach ihm, der gekommen ist, werden fragen müssen. Deine Nacht, eben die dunkle Nacht dieses Jahres 1940, die sich wie ein drohendes Ungetüm über Völker und Länder gelegt und ihnen den Lebensatem verschlagen hat, vermag auch nicht mehr und nicht weniger als den Glanz jener einen, der einzig hellen Nacht, zu erhöhen. Und dein Tag, eben dieser im seltsamen Zwielicht der Angst und der Hoffnung stehende Tag des Jahres 1940, vermag auch nichts anders als auf jene Nacht hinzuweisen, von der sie auch als Tag verlöschen muß. Darum heißt es auch für diese Nacht nur dies: Er kam. Und darum Wohl auch deinem Tag, der stille werden darf, vor jener Nacht, die ihm sagt: Er kam.

„Und er kam in sein Eigentum." Was heißt das anderes, als daß er eben so gekommen ist, wie jemand „heimkommt", wie der König, der in die Stadt einzieht, die ihm von Anbeginn an gehört hat, obschon gerade sie dies vergessen konnte, wie der Vater, der an die Türe seines Hauses — ja eben seines und keines anderen Hauses! — anklopft und sie zugleich in Vollmacht aufschließt. Und darum ist durch sein Kommen dies Eine vor allem anderen deutlich geworden: „Und er kam in sein Eigentum", zu denen, die ihm schon längst gehörten, wennschon sie es nicht haben und nicht wissen wollten, zu denen, denen auch er selbst schon längst gehörte, wennschon gerade sie ihn empfangen haben, um ihn wieder zu verwerfen! „Sein Eigentum", das will sagen: Durch sein Kommen macht er sich alles das Unserige zu eigen; das will aber auch sagen: Durch sein Kommen gibt er uns auch alles das Seinige, ja sich selbst zu eigen. Darum mußte er gerade so und nicht anders kommen: Geboren wie nur die Aermsten dieser Erde geboren werden, damit sie es wissen, er gehört zu uns, den Armen und Aermsten dieser Erde; geboren aber auch so, wie die Gewaltigsten dieser Erde es sich nicht rühmen können, damit auch sie mitsamt den Armen es wissen müssen: Sein Kommen ist mehr und anders als dasjenige irgend eines Menschen. Er ist tiefer unten als alles, was Mensch heißt, darum gehört all unsere Armut, unsere Schwachheit, unser Geschlagen- und Verzweifeltsein, darum gehören unsere tiefsten Tiefen ihm. Gerade dort und nirgends so sehr wie dort ist er unser „eigen" geworden. Er ist aber auch höher oben als alles, was Mensch heißt, es je zu sein vermag, darum hat sich alle unsere Menschenherrlichkeit seiner Herrlichkeit zu beugen, indem er an sich nimmt, was unser ist, und indem er uns gibt, was allein sein ist.

Darum steht dieses Wort riesengroß und mit Lettern, die keine Zeit auszulöschen vermag, weil sie von Ewigkeit her geschrieben sind, über jener seltsamen Wundernacht, die einmal kam und nie wieder geht: „Und er kam in sein Eigentum". Sein Eigentum, das heißt: Diese Welt voll Krieg und Weh damals und heute, diese Menschheit voll falschem Hochmut und voller falscher Demut des Jahres Null und des Jahres 1940, das heißt du und ich samt allem, was wir haben und nicht haben, sind und nicht sind. Diesen und keinen geringeren Ausspruch erhebt er, daß „unsere" Welt sein eigen sei, daß diese Menschheit, damals und heute, ihm gehöre, daß dieses Jahr 1940 und ich und du in diesem Jahr sein Eigentum sind, in das er kommt. Und dieses und kein geringeres Geschenk macht er: Daß für die Welt, die ihn aufnimmt und wieder ausstößt, nach wie vor die Tatsache jenes Kommens bestehen bleibt, — eine Tatsache voller Gnade und Wahrheit! — daß über der Menschheit, die ihm zujubelt, um ihn zu kreuzigen, nach wie vor sein Kommen und Wiederkommen in Geltung bleibt, daß dieses mit Blut und Tränen durchtränkte Jahr 1940, daß dieses widerspenstige und verzagte Ich und Du „Erben seiner Herrlichkeit" sind und bleiben dürfen!

Darum o höre es: Er kam! Und höre, wie er kam: Als der, der uns gehören will und dem auch wir gehören dürfen. So groß ist die Weihnachtsfreude auch des Jahres 1940.

Hedwig Roth, V. D. M.

„Der Frieden ist nicht die Abwesenheit des Krieges, sondern eine Tugend, die der Kraft der Seele entspringt."

Spinoza

Bücher für Weihnachten

Ein Frauenleben der Renaissance: Isabella d'Este, Markgräfin von Mantua

Von Gianetto Bongiovanni (Verlag Rascher, Zürich).

A. H. In seiner „Kultur der Renaissance in Italien" schreibt Jacob Burckhardt über Isabella d'Este, die Gattin des Marchese Francesco Gonzaga: „Unser Urteil über sie braucht sich nicht auf die Künstler und Schriftsteller zu stützen, welche der schönen Fürstin ihr Mäzenatentum reichlich vergalten; ihre eigenen Briefe schildern die unerschütterlich ruhige, im Beobachten schalkhafte und liebenswürdige Frau hinlänglich. Die Dichter sandten ihre Arbeiten an diesen Hof, obschon derselbe klein und machtlos und die Kasse oft leer war; einen feineren, geselligeren Kreis als diesen gab es doch nirgends mehr seit der Auflösung des alten urbinatischen und auch der ferraresische war wohl hier im wesentlichen übertroffen, nämlich in der Freiheit der Bewegung. Spezielle Kennerin war Isabella in der Kunst, und das Verzeichnis ihrer kleinen, höchst ausgesuchten Sammlung wird kein Kunstfreund ohne Bewegung lesen." An anderer Stelle billigt Burckhardt der selben Markgräfin von Mantua jenen heroischen Zug zu, der die bedeutendsten Frauen der italienischen Renaissance auszeichnete. Anerkennend stellt er auch fest, daß Isabella trotz der gelockerten Sittlichkeit jenes Jahrhunderts, das die Greuel der Borgias zeitigte, ihre Ehe würdig geführt und trotzdem ihr kleiner Staat oft in höchster Gefahr schwebte, bedeutende Söhne selber erzog und bildete.

Dieser überragenden Frau gilt die Monographie von Gianetto Bongiovanni, die von W. J. Guggenheim trefflich ins Deutsche übersetzt wurde. Zahlreiche Bildbeigaben zeigen Isabella von der Hand erster Künstler dargestellt: am eindrucksvollsten und von den Zeitgenossen als am ähnlichsten bezeichnet ist die Wiedergabe einer Rötelzeichnung von Leonardo da Vinci. Vom Biographen liebevoll gestaltet, heben sich ihre Züge in lichten Farben ab vom dunkeln Hintergrunde jener politisch verworrenen und kriegerischen Zeit, da sich auf dem Boden Italiens die blutigen Kämpfe zwischen dem Frankreich Karls VIII. und der habsburgisch-spanischen Kaisermacht abspielten.

Die Einzelheiten ihres Lebens trägt der Biograph sorgfältig zusammen und verbindet sie in flüssiger Darstellung zu einer imponierenden Ganzheit. Die Schlußworte seines Buches überschauen noch einmal die Gestalt Isabellas: „In ihren Fehlern war Isabella ein Kind ihrer Zeit. Wie ihre Mitlebenden verwandte sie bedenkenlos anrüchige Mittel, um ihre Ziele zu erreichen: sie war allzu nachsichtig gegen die Zuchtlosigkeit, die Lüge, das Laster die Verderbtheit ihrer Umgebung. Aber weit voraus war sie ihren Zeitgenossen in ihrer Güte, ihrem Gerechtigkeitssinn, der Schutzbereitschaft, die sie den Schwachen und Besiegten entgegenbrachte, in ihren edlen Tugenden, in ihrer Großmut. Sie war fromm, ohne Frömmelei und ohne mystischen Aberglauben. Ihre Religion war begründet auf dem Pflichtbewußtsein, das alle ihre Handlungen bestimmte. Die Lebensfreude, die aus ihrer glühenden Seele strahlt, die Liebe zur Schönheit, die feine Bildung ihres Geistes, ihre Willenskraft, die Heiterkeit ihres Wesens, die makellose Würde ihres persönlichen Lebens machen sie zur höchsten und vollkommensten Gestalt unter den italienischen Frauen der Renaissance. Wohl war ihr als Frau nicht jene Liebe beschieden, die sie sich in den frühen Tagen der Jugend ersehnt haben mochte. Trotzdem blieb sie dem Gatten treu, treu ihrer Ehre, sich selbst und der Liebe. Da sie enttäuscht worden war, erfüllte sie, getrieben von ihrem Temperament, gezügelt von überlegener Vernunft, ihr Leben mit vielen andern Dingen, gab sich ein Ziel, das ihrem starken, leidenschaftlichen Wesen gemäß war. Mit ihrer ganzen unverwüstlichen Kraft kämpfte sie für das Wohl der Ihrigen und den Ruhm ihres Hauses, setzte sich bis zur Grenze des Möglichen für ihre Freunde ein, furchtlos und ohne zu hoffen, eine Zukunft werde erfüllen, was ihr Vergangenheit und Gegenwart versagten."

Unser China. Von May-Ling Chiang Kai-Shek

Aus dem Englischen übersetzt. (Verlag Rascher & Co.)

A. H. Wer um die hervorragende Stellung weiß, welche die Frau des Marschalls und Generalissimus Chiang Kai-Shek bei der Verteidigung und dem Wiederaufbau Chinas einnimmt, den wird es nicht überraschen zu hören, daß sich ihre im Bande „Unser China" gesammelten Aufsätze, Aufrufe, Radioansprachen nur unter atemloser Spannung lesen lassen. Ein Teil dieser Lebenszeugnisse ist vor der japanischen Invasion entstanden, als für die chinesischen Patrioten noch die Hoffnung bestand, ihr Land im Frieden der inneren Einigung und einer neuzeitlichen Kultur zuzuführen. Ein Bericht über die von Frau Chiang Kai-Shek persönlich gegründeten und geleiteten modernen Schulen für die Waisen der in der nationalen Revolution Gefallenen steht neben einem Aufsatz, der die Vorzüge des Flugverkehrs für ein Land von so ungeheuren Entfernungen wie China darlegt. Von den Inspektionsreisen, welche die Gattin des Marschalls mit ihm in abgelegene Provinzen unternimmt, zeugen Tagebuchblätter, die sie an Schüler und Freunde adressiert. Eine von ihr verfaßte märchenartige Erzählung aus dem alten China zeigt, wie sehr das ererbte Kulturgut trotz aller fortschrittlichen Gesinnung von den national gesinnten Chinesen geschätzt wird. Vom persönlichsten Erleben der bedeutenden Frau zeugen ihre Bekenntnisse zum christlichen Glauben, dem sie unter dem Einfluß einer tief religiösen Mutter beigetreten ist. Vom Christentum erhofft und erwartet sie denn auch die innere Erneuerung des Landes, eine Tatsache, die uns westliche Menschen zugleich beschämt und beglückt.

China im Krieg! Wer läse ohne tiefe Erschütterung May Chiang Kai-Sheks Klagen und Anklagen, von der Verwüstung ihres Landes und vom namenlosen Elend der Flüchtlinge, die von einer Provinz zur andern gejagt werden? Wen erfüllte nicht Bewunderung für die unerschrockenen Männer und Frauen, die unter dem Bombenregen des Feindes schon den Wiederaufbau planen und begin-

traute ihm ohne weiteres zu, die „Zusammenarbeit mit Deutschland" bis zum Kriegseintritt Frankreichs gegen England zu treiben. Jedenfalls galt er als ein außerordentlich ehrgeiziger Politiker, oft recht nahe dem politischen Abenteuertum. Für **Berlin** war Laval der Exponent, ja fast Garant, für die viel erörterte deutsch-französische Zusammenarbeit. Er hatte alle Verhandlungen mit den deutschen Behörden geführt, die seinerzeitige Begegnung Hitlers mit Marschall Pétain vorbereitet usw. Wie würde nun Berlin Lavals Entlassung auffassen? Etwa als Zeichen der Abkehr oder Dämpfung dieses Willens zur Zusammenarbeit? Berlin hat bis heute jeden voreiligen Kommentars enthalten. Aber es hat seinen in Paris residierenden Sonderbotschafter Abetz nach Vichy entsandt, um durch eine persönliche Aussprache mit Pétain sich Klarheit über die französische Loyalität und den Zusammenarbeitswillen (der natürlich immer auch eine Stellungnahme gegen England bedeutet) zu verschaffen. Was die Unterredung ergab, darüber ist man noch nicht orientiert. Immerhin ist auf Betreiben von Abetz Laval aus seiner Haft entlassen und von Pétain zu einer Aussprache empfangen worden. Daß sich weitgehende Vermutungen und Gerüchte — wie über deutsche Truppenkonzentrationen in Südfrankreich (eine Aktion gegen Spanien und Gibraltar?) oder über eine vollständige Besetzung ganz Frankreichs — an die Unterredung knüpfen, ist nicht so sehr verwunderlich und nur ein Zeichen für die große Bedeutung, die man den Hintergründen beimißt. Daran ändert wohl auch die Geste Hitlers wenig, der eben in diesen Tagen die Gebeine von Napoleons Sohn, des Herzogs von Reichsstadt, aus Wien nach Paris überführen ließ.

Die im letzten Bericht eben noch erwähnte Auflösung der **englischen Offensive** an der **ägyptisch-libyschen Grenze** ist bis zur Stunde für die Engländer sehr glücklich verlaufen. Sie haben nicht nur das von den Italienern seinerzeit eroberte, auf ägyptischem Boden gelegene Sidi-Barrani zurückerobert, sondern auch die Italiener ganz auf libysches Gebiet zurückgedrängt.

Auch im **griechisch-italienischen Krieg** ist das griechische Vordringen noch immer nicht zum Stehen gekommen. Aber weder bei Italien noch in Deutschland irgendwelche Bedenken: die gegenwärtige Kriegslage im Mittelmeer sei im Hinblick auf das Ganze nur von untergeordneter Bedeutung und werde zu ihrer Zeit ihre Korrektur finden. Der Hauptentscheid werde anderswo, nämlich dort, „wo die Herzader des britischen Reiches schlage", in England selbst, gefällt werden. Daß aber Englands Position im Mittelmeer durch den Nichteintritt Spaniens in den Krieg einerseits, den Nichtbeitritt Bulgariens zum Dreimächtepakt sowie die ablehnende Haltung der Türkei gegenüber jedem Durchmarschversuch andererseits und namentlich eben jetzt durch die siegreichen Kämpfe an der libysch-ägyptischen Grenze sich verbessert hat, ist ohne Zweifel.

In **Amerika** verfolgt man die Lage mit angespannter Teilnahme. Lord Lothian, der eben dieser Tage in Washington plötzlich gestorbene britische Gesandte hat an Amerika einen dringenden Appell um ausgedehnte Hilfeleistung — auch finanzieller Art — gerichtet, einen Appell, der angesichts des plötzlichen Todes nur ein noch bereitwilligeres Echo in der amerikanischen Oeffentlichkeit fand. Die amerikanischen Anstrengungen gehen nun einerseits auf Erhöhung der Rüstungsproduktion, andererseits auf Abschaffung oder Umgehung der Johnsonakte, um England auch finanziell beistehen zu können. Präsident Roosevelt soll den Plan haben, England das benötigte Kriegsmaterial leihweise zur Verfügung zu stellen, oder gegen die englische Goldproduktion der nächsten Jahre zu verpfänden.

Hilfe für Mutter und Kind*

II.

Eine Fürsorgerin erzählt aus der Spital-Fürsorge der kantonalen Frauenklinik Zürich

Eben hat sich die Türe unseres Fürsorgezimmers hinter Frau M. geschlossen, welche als letzte unsere heutige Sprechstunde aufsuchte. Es war wieder ein vollbesetzter Nachmittag. Etwas innehaltend lasse ich einen Augenblick die verschiedenen Gesichter und Schicksale, all das eben Gehörte und Erlebte an mir vorüberziehen. Ich durchgehe die kurzen Aufzeichnungen dieses Nachmittags:

Als Erste hat Frau R. bei uns hereingeschaut, um sich zu verabschieden. Sie mußte wegen schlechtem Allgemeinzustand in die Klinik aufgenommen werden und drängt nun heute nach Hause. Sie hat daheim zwei gesunde Buben; nun soll noch ein Geschwisterchen kommen. Die arme Frau leidet unter sehr starken Beschwerden, wie sie sich hie und da am Anfang einer Schwangerschaft einstellen. Deshalb hat der Arzt die Patientin uns gemeldet mit der Bitte um zweckentsprechende Hilfe und weitere Betreuung. Gerne möchte man ihr noch ein paar weitere Ruhetage im Spital gönnen, sie hat aber keine Ruhe mehr: der Mann im Dienst, die alte Mutter, welche mit im Haushalt lebt, tagsüber auswärts an der Arbeit, die beiden lebhaften Buben nur in der Obhut einer vielbeschäftigten Nachbarin. Dankbar nimmt sie unser Anerbieten an, ihr wenigstens halbtagsweise eine Hilfe in den Haushalt zu vermitteln, bis ihr Zustand sich etwas gebessert hat. Es wird später dann noch ein Weiteres nötig sein, vielleicht ein Beitrag für obst- und gemüsereiche Nahrung, denn die finanziellen Verhältnisse der Familie sind dürftig, der Lohnersatz des Mannes sehr knapp infolge seines kleinen Monatseinkommens als Hilfsarbeiter.

Wie verschieden ist die nächste Patientin. Sie hat bereits drüben im ärztlichen Sprechzimmer der Poliklinik recht energisch erklärt, daß ihr die bestehende Schwangerschaft höchst unerwünscht sei, und sie auf ärztliche Hilfe hoffe; sie habe bereits ein Kind, mehr möchte sie nicht. Sie ist eine körperlich eher grazil gebaute, aber doch ganz gesunde Frau, welche mit aller Wahrscheinlichkeit ein gesundes Kind zur Welt bringen kann. Das erfährt sie vom Arzte, welcher die Frau ins Fürsorgezimmer bringt, damit vielleicht die Hintergründe dieser kinderfeindlichen Einstellung etwas erhellt werden können. — „Warum in diesen schweren Zeiten noch ein Kind?" kommt es hart von den Lippen der Frau, „der Mann fast immer im Dienst, das Einkommen klein, die Wohnverhältnisse knapp!" — „Ja und Ihr fünfjähriger Bub, wünscht der sich denn kein Geschwisterchen?" — „Ach, der schon, aber was versteht der vom Leben!" — „Aber was wird einmal aus ihm, später, wenn Sie nicht mehr da sind, so beziehungslos, so ohne weitere Familie?" „Ach, ich war auch allein und habe mir nie Geschwister gewünscht", ist die kalte Antwort. Aber bald versteht man besser: als Pflegekind in einer lieb- und freudlosen Umgebung aufgewachsen, hat sie nur harte Arbeit von klein auf kennen gelernt. Schließlich ists ihr rückblickend nicht unlieb, daß sie so arbeiten gelernt hat, aber jetzt möchte sie es halt doch für sich, und ihren Buben etwas besser haben. — „Und dann überhaupt", fährt sie weiter, „wie noch ein Kind haben, wenn gar nichts mehr da ist, kein Stubenwagen, keine Säuglingswäsche, rein gar nichts, — und jetzt in dieser teuren Zeit, wo Extrauslagen doch ganz unmöglich sind." — Nun, dafür wissen wir Rat. Unser Bestand an Stubenwagen hat sich im Laufe der Jahre recht hübsch vermehrt. Sie sind zwar meistens alle unterwegs und ausgeliehen, aber bis zum betreffenden Zeitpunkt ist sicher einer zu finden. Für das nächste Mal verspreche ich Frau P. auch etwas Wolle, damit sie beizeiten mit den Vorbereitungen für das Kleine beginnen kann. Wir wissen: so ein selbstgemachtes Schüttli tut oft Wunder und hilft mit bei fortschreitender Schwangerschaft, die Einstellung zum Kinde vollkommen zu wandeln. Ich drücke der etwas müde aussehenden Frau beim Abschied eine Büchse Ovomaltine in die Hand und nun erhellen sich die herben Züge und ein leiser Ton von Vertrauen klingt mit bei ihrer Versicherung, beim nächsten Poliklinikbesuch auch wieder bei uns anzuklopfen. — Ich bin gewiß, eines Tages wird auch diese Mutter, wie so viele andere, uns mit Freuden und Stolz ihr Jüngstes zeigen, und es wird auch bei ihr heißen: jetzt gäb' ich es aber nicht mehr her!

Unwillkürlich taucht vor mir ein anderes Gesicht auf, das mir heute Morgen beim Betreten eines Krankenzimmers entgegenlachte: „Denken Sie, eine Tochter, 7 Pfund schwer, es ging alles über Erwarten gut und schnell, ich bin furchtbar glücklich!" 7 Monate früher waren Briefe an den Direktor der Klinik gekommen... „Wofür soll ich dem Kinde das Leben geben, wenn es nur dem Staate zur Last fallen wird ... Ich hasse dieses keimende Leben, da es mich und meinen Bräutigam in die Verzweiflung treibt ... Helfen Sie mir!" ... Hilfe wurde der Bittstellerin zuteil, nur nicht in dem Sinne, wie sie es dazumal glaubte verlangen zu müssen. Dank dieser Hilfe, einer weitgehenden Betreuung und seelischen und materiellen Unterstützung, ist sie heute die dankbar glückliche Mutter und verheiratete Frau. Der Weg, der vor ihr liegt, ist in materieller Hinsicht noch nicht leicht, aber nun fühlt sie sich stark zur Ueberwindung von Hindernissen und bereit zu jedem Opfer. (Schluß folgt.)

Vgl. Nr. 50 vom 13. Dez.

Zum Weihnachtsbild in dieser Nummer. Das Cliché wurde uns von der Schweiz. Arbeitsgemeinschaft für kriegsgeschädigte Kinder zur Verfügung gestellt. Gleiche Karten zugunsten von deren Werken sind dort erhältlich. — Linolschnitt von P. Wyß.

An alle, die noch eine Heimat haben!

So lautete der Anruf, den vor zwei Jahren die Schweizerische Zentralstelle für Flüchtlingshilfe an uns alle richtete. Man hat um Hilfe für heimatlos Gewordene. In den darauf folgenden letzten zwei Jahren ist so viel neues Leid über Millionen von Menschen hereingebrochen, daß es uns in seiner Gesamtheit nicht mehr vorstellbar ist. Ganze Völker haben ihr Vaterland verloren, ganze Staaten ihre Selbständigkeit. Zu Tausenden werden die einen Menschen umgesiedelt, wie der Ausdruck heute lautet, wenn sie ihre Heimat verlassen müssen, um gezwungenermaßen in einem ihnen noch fremden Lande die ihnen vom Staates wegen zugewiesene oder noch zuzuweisende Wohnstätte zu beziehen — doch diese können wenigstens an einen Wiederaufbau einer Heimat glauben.

Die andern sind die Aermsten der Armen, die aus ihrer Heimat vertrieben sind, ohne daß irgend ein Land willig ist, ihnen zu neuer Lebensgestaltung zu verhelfen. Wie mag die Zukunft der polnischen Internierten, die vorläufig bei uns noch ihre Unterkunft haben, sich gestalten? Wie sollen die Zehntausende jüdischer Vertriebener weiter leben, die im November ihre Heimstätten in Süddeutschland innert einer Stunde auf immerdar verlassen mußten und in Internierentlager nach Südfrankreich transportiert wurden, Männer, Frauen, Kinder, Greise, Kranke? Wie die vielen anderen, die zum Teil nun schon den dritten Winter im Flüchtlingslager verbringen?

Dort leiden sie unter Hunger und Kälte, unter Krankheit und dem Mangel an nötigsten hygienischen Einrichtungen. Frankreich ist außerstande, in seiner eigenen Not noch Herr der fremden Not zu werden. Aus unserem Lande darf begreiflicherweise kaum mehr Speisung und keine Kleidung ausgeführt werden.

Aber die Schweiz. Arbeitsgemeinschaft für kriegsgeschädigte Kinder, der

Bund Schweizerischer Frauenvereine

u. a. haben bis jetzt ihr Mögliches getan und wollen es weiter tun. Erstere unterhält eine Gebäranstalt (unter Leitung einer Schweizerin), gibt täglich in drei Beratungsstellen in drei Lagern 4000 Liter Milch, Brot und Käse für Kinder ab aus Beständen, die schon früher nach dorthin kamen; zwei Heime für Kinder werden dort, und einige hundert Kinder aus den ehemaligen Kriegszonen von Frankreich, Belgien und den Niederlanden werden in schweizerischen Kinderheimen durchgehalten. 2500 Schweizer haben Patenschaften über „Kriegskinder" übernommen, was wiederum nicht Hilfe durch Ware bedeutet. Schon im Sommer hat der Bund Schweiz. Frauenvereine drei mal je einen Waggon mit Büchsenmilch den Hungernden liefern können, die an Kinder, Kranke und Alte verteilt wurde.

Helfen wir weiterhin, die wir noch unsere Heimat haben,

die wir nicht in überfüllten Baracken auf altem Stroh schlafen, nicht aus roftigen Konservenbüchsen kärgliche Rationen essen, nicht in Krankheitszeit ohne Wartung und Medikamente leben ... oder sterben müssen.

Helfen wir mit Geldspenden!

Nicht Nahrung und Kleidung wollen wir ausführen, die dem Lande selbst nun erhalten werden müssen! Aber mit Geld kann immer noch und immer wieder ein Weg gefunden werden, die Not in irgend einer Weise zu lindern. — Sie haben ihre Heimat verloren, an der sie hingen, wie wir an der unsrigen. Sie sollen wenigstens in dunkelster Zeit ein Flimmern der Weihnachtshelle fühlen, damit ihr Glaube an den Menschen nicht ganz zerbreche.

Unser Postcheck: Bund Schweiz. Frauenvereine, VIII c 2288 Glarisegg-Steckborn (Flüchtlingshilfe).

(Zentralsekretariat der Schweiz. Arbeitsgemeinschaft für kriegsbeschädigte Kinder Postfach III 4945 Bern.)

Ein Wegweiser zur Frauenbewegung

Das Wort Frauenbewegung ist heute kein Modewort. Und doch haben wir Frauen unsere besonderen Fragen, Aufgaben und Anliegen. Liegt der Frauenbewegung nicht ob, die Frau zur Erkenntnis der ihr eigenen Gaben und Anlagen zu führen und dann diese erkannten Kräfte zu sammeln zum Einsatz, der nötig ist, solange es Männer, Frauen und Kinder, solange es Menschen gibt? Das ist längst erkannt von vielen Einzelnen und von allen Organisationen der Frauen. Aber dies Wissen um die Notwendigkeit fraulichen Wirkens um längst bestehendes Werk und stets neu, aus jeder Gegenwart neu zu leistende Aufgabe, muß immerdar weiteren Frauen zugänglich gemacht werden. Ein guter Führer zum Schaffen der Schweizerfrauen hin ist das

Jahrbuch der Schweizerfrauen*

dessen 19.—20. Band nun vorliegt. In kluger Auswahl ist auf schmalem Raum Bestes geboten und nichts wird die Leserin finden, das nicht zeitbedingt zu ihr spräche. Der Bund Schweizer Frauenvereine als Herausgeber bürgt für sachgemäße Darbietung; die Redaktion hat es verstanden, sich die passendsten Mitarbeiterinnen zu sichern. Helene Stucki gibt in „Geben — Opfern — Bewahren" gleich zu Beginn allem jetzt nötigen Denken und Tun den tieferen Sinn. „Gedanken zur Flüchtlingsfrage", aus der Feder der so unermüdlich für die Flüchtlingshilfe tätigen Georgine Gerhard weisen in sorgfältiger Darstellung hin auf die Art und die verschiedenen Grade der Hilfsbereitschaft in Volk und Behörde, auf das so unendlich Nötige an Hilfe und auf die gesetzten Grenzen, die zum Teil durch unsere Lage, zum Teil durch die Haltung der Menschen bedingt sind. — Mütterlich klug behandelt Marie v. Greyerz die heikle Frage des Krieg-Spielens unserer Kleinen, hinweisend, daß nicht ein Verbot die Kleinen ablenkt, sich spielerisch mit dem zu befassen, was als so tödlich bitterernste Wirklichkeit für Groß und Klein gilt; daß nur Lenkung der Affekte und Gedanken, nur sachtes Umlenken zum aufbauenderen Spielen und Schaffen das Richtige sein kann. — Wie eine Wehrmannsfrau, sonst Keramikerin, jetzt Gartenland-Betreuerin, sich tapfer durchhält; wie eine Fabrikarbeiterin jahraus, jahrein Maschine, Haushalt und Familie betreut und dabei ihr Ja zum Leben spricht; wie im Tessin Mann und Frau die Stunde der Mobilisation erlebten: drei verschiedene Erzählungen, zugleich drei Zeitbilder aus fraulichem Erleben. — Eingestreut sind Bild und Gedicht, markante Köpfe verstorbener und noch wirkender bedeutender Frauen, gute Wiedergaben von Werken unserer Malerinnen, bleibend schöne Verse von Maria Waser.

Dies alles ist gewissermaßen durch Wort und Bild anschaulich gemachte Frauenbewegung. Ganz aber wird die Leserin in das Schaffen der Verbände erst eingeführt, wenn sie die Chroniken über die schweizerische und internationale Frauenarbeit liest, wie sie von H. Débrit-Vogel, und E. Vischer-Alioth festgehalten wurde. Was unser Frauenblatt von Woche zu Woche meldet und kommentiert in seinem Verlauf, ist hier in knappen Resultaten festgehalten. Im Lesen sieht man — sonst so manches mal entmutigt ob der Schwere, gesetzte Ziele zu erreichen — daß doch recht vieles auch erreicht, verwirklicht wurde. — Wie immer, ist das genaue Adressenverzeichnis der nun 98 schweizerischen und internationalen Frauenorganisationen mit ihren Sektionen beigefügt, ein Handbuch, vielen unentbehrlich, die in sozialer Arbeit stehen.

Der Ernst unserer Tage, der Dank für Bewahrung, viel Schaffen von jung und alt in Stadt und Land, alles ist auf knappem Raum im Jahrbuch einbeschlossen. Der Grundton, auf den es dies Jahr abgestimmt, kommt wohl zum Ausdruck im vorangesetzten Bettagsgedicht von Gottfried Keller, dessen letzte Strophe ausklingt:

Segne unsere Fahne, segne unsre Lieder,
Segne unsre Freiheit, laß sie blühen wieder
Segne Du mein Schweizerland, das mit Dir stritt,
Siehe, seine Berge beten für mich mit!

E. B.

* Jahrbuch der Schweizerfrauen 1940/41, Verlag K. J. Wyß Erben, Bern. Preis. 2.—.

Saccharin
garantiert unschädlich
Weiße Cartons 100 Tabl. 20 Cts.
= Süßkraft 1½ Pfund Zucker
Gelbes Döschen 300 Tabl. 65 Cts.
= Süßkraft 4½ Pfund Zucker
HERMESETAS
Neu Saccharin ohne Beigeschmack
Blaues Döschen 500 Tabl. Fr. 1.25
= Süßkraft 7½ Pfund Zucker
In jeder Menge frei erhältlich in Apotheken, Drogerien und Lebensmittelgeschäften.
Schweizer Produkt
A.G. „HERMES" Zürich 2

nen? Besonders eindringlich spricht Frau Chiang Kai-Shek von der Aufgabe und von der Leistung der chinesischen Frauen im Krieg. Sie erzählt von der Heldin im zerbrechlichen Körper, die von Ort zu Ort pilgert, um Freiwillige anzuwerben und für deren Unterhalt zu sammeln, und sie weiß: es ist nur eine unter vielen Tausenden, die Aehnliches wirken. Die Einreihung und Organisation der Frauenkräfte zum Dienste des Landes ist eine der wichtigsten Aufgaben Frau Chiang Kai-Sheks. In der von ihr unterstützten Bewegung „Neues Leben" spielt die Frauenarbeit bereits eine wichtige Rolle, und sie wird einst beim Wiederaufbau noch unentbehrlicher sein. Nur schon das Nächstliegende, die Versorgung notleidender Ueberlebender, werde schwere, erschöpfende Leistungen der Frauen bedingen.

Die Blickrichtung auf den nationalen Wiederaufbau, die unter den heutigen Verhältnissen einen unerhörten Widerstandswillen und eine seelische Kraft sondergleichen voraussetzt, ist Frau Chiang Kai-Sheks Haltung. Unerschrocken werden dabei die von Regierung und Volk begangenen Fehler aufgezeigt, ihre Schwächen und Untugenden beim Namen genannt. Doch geschieht diese Gewissenserforschung ohne Preisgabe der persönlichen oder nationalen Selbstachtung und Würde; denn die überzeugte und überzeugungskräftige Patriotin glaubt an die Größe des chinesischen Volkscharakters, die sich jetzt im Leiden eindeutig bewährt. Schon machen sich Anzeichen jener inneren Wandlung bemerkbar, die nach Frau Chiang Kai-Sheks Urteil sowohl den Sieg als die staatliche Fortexistenz ihres Landes bedingt. Der Parteihader, der unüberwindlich schien, wird weitgehend den nationalen Interessen untergeordnet. „Eine tiefinnere Ehrfurcht ist fühlbar", so lesen wir, „Ehrfurcht davor, daß unserem Volke beschieden war, so lange auszuharren, wie es geschah, und in einer Lage, die, als der feindliche Einfall begann, sichere Vernichtung und gänzlichen Untergang in kürzester Zeit verhieß. Man grübelt über den Ursprung dieser überraschenden Kraft. Und aus der gelassenen Bejahung eines Glaubens an diese Kraft springt ein Geist von aufmunternder, herzhafter Zuversicht."

Meisterwerke europäischer Malerei aus der Sammlung Oskar Reinhart

Iris-Verlag, Bern, Mappe I.

Viele Tausende schweizerischer Kunstfreunde sind letztes Jahr nach Bern gepilgert, wo die Privatsammlung Oskar Reinhart aus Winterthur längere Zeit zur Schau gestellt war. Die Sammlung, die vom 21. Dezember dieses Jahres an im Kunsthaus Zürich zu sehen sein wird, dürfte noch einmal einem größeren Publikum Genuß und Erhebung schenken. Der durch seine vorzüglichen Bildbücher bekannte Iris-Verlag, Bern, unternimmt es nun die bedeutendsten Meisterwerke der Sammlung in vollendet schönen Farbendrucken den Kunstfreunden als bleibenden Besitz in die Hand zu geben. Die erste Mappe, die zu bescheidenem Preis käuflich ist, enthält sechs Blätter, die wohl geeignet sind, als gediegener Wandschmuck verwendet zu werden. Die Wiedergaben nach Bildern von Lukas Cranach, Franz Hals, Watteau, Corot, Renoir und Anker beleben die Erinnerung an die geschauten Originalwerke; sie wecken eine Sehnsucht, die sie gleichzeitig zum großen Teile zu stillen vermögen. H.

„Der frühe chinesische Farbendruck"

Mit sechzehn farbigen Faksimile-Reproduktionen in der Originalgröße. Mit einer Einführung von Jan Tschichold. Holbein-Verlag, Basel, Querformat, 32,5 mal 28 Zentimeter. Preis Fr. 18.—.

Ein Vorhof, — und das ist die Einführung, — ist immer etwas Kühles, dem Tempelinneren Angemessenes. — Jan Tschicholds Worte zeigen auch dem Laien, daß sie dazugehören und von erstaunlicher Sachkenntnis und einem unbeirrbaren sich Zurechtfinden sind, die nur ein Bestgeschulter sich erwerben kann. Die Schweiz wird diesen wohlunterrichteten Fachmann nicht unbeachtet lassen; das läßt sich bei der Lesung der Einführung in den „frühen chinesischen Farbendruck" mit aller Zuversicht erwarten.

Wenn man die Bilder des sorgfältig ausgestatteten, im Querformat gehaltenen Buches aufblättert, ist das Erste, was einen dabei in Erstaunen versetzt, daß es so modern anmutet! Welch seltsame Bestätigung des Weges, den die Kunst eingeschlagen hat, liegt darin beschlossen. Es ist, als hätte man der modernen — wenn man die beiden weltentrennenden Ausdrucksmöglichkeiten miteinander vergleicht —, viel abzubitten. Denn es gibt hier, wie überall einen Weg, der von der Natur selber vorgeschrieben wird, der somit keineswegs so „gesucht" ist und so abstrakt, wie man in seiner Voreingenommenheit annimmt. Akademien, Kunstgewerbeschulen, handwerklich eingestellte Institute werden sich bei ihrem Unterrichte dieses Buches „über den frühen chinesischen Farbendruck" bedienen, bildende Künstler werden Anregungen aus ihm schöpfen. Regina Ullmann

Aus dem Tessin

Elena Bonzanigo, die Tessiner Dichterin — wir danken ihr die „Storielle primaverili" (in deutscher Teilübersetzung „Lola begegnet der Welt", Bd. 45 der „Neuen Schweizer Bibliothek") — trug unlängst im Lyceum Lugano und in den Circoli di coltura von Locarno und Bellinzona die bedeutsamen Anfangskapitel ihres noch unvollendeten Romans aus der Barockzeit vor.

Hauptgestalt der ebenso weitgespannten wie spannungsschweren Erzählung ist die feinnervige Tochter des Asconeser Bildhauers Giambattista Serdibne, Hauptgehalt ist Serenas Entwicklungsgang im ersten Vierteljahrhundert ihres bewegten Daseins. Die reiche Begabung und Bildung der Verfasserin, ihre Gemütstiefe, ihr Humor spielen da harmonisch ineinander. Im literaturfremdlichen Städtetrio erfuhr sie allerseits, auch als Vortragende, die wärmste Zustimmung. Weit über den Tessin hinaus wird einst das vielverheißende neue Werk dem Namen Elena Bonzanigos zur Ehre gereichen. E. N. B.

Credo

Ich glaube an den Dreikönigsstern
Und an das Kind im Stall.
Ich glaube an einen Gott und Herrn,
Der wandelt überall.

Ich glaube an ein ewig Licht:
Uns allen strahlt es gleich.
Ist auch mein Werk gering und schlicht,
Dein Licht, Herr, macht es reich. U. L.

Die Christblumen

Eine Weihnachtsgeschichte aus dem alten Zürich.
Von Rosa Schudel-Benz.

Im Chor der Oetenbacherkirche sangen die Nonnen zur Frühmette: „Anima salve regina".

Die Küchenmagd Beli stand einen Augenblick still und lauschte den reinen Stimmen. Dann stapfte sie über den hart gefrorenen Schnee ins Küchenhaus. Am Kamin stand der Klosterknecht und hielt die runzligen Hände über das Feuer. Beli hängte den mit Schnee und Eis gefüllten Wasserkessel an die Kette. Ein Windstoß fuhr durch den Kamin und wirbelte den Rauch in die Küche.

Der Knecht hustete.

„Morgen ist Christtag. Wir haben kein Holz mehr."

„Wirst im Walde holen müssen," gab die Magd zur Antwort.

„Dann bekomme ich wohl eine dicke Morgensuppe, im Wald ist's kalt und der Weg ist weit."

Beli hielt dem Alten einen leeren Sack unter die Augen.

„Kein Mehl, kein Schmalz mehr. Heute gibt's Wassersuppe mit Kümmel."

„Und morgen, am Weihnachtsfest?"

„Wassersuppe ohne Kümmel."

„Du lieber Gott!" seufzte der Knecht.

Beli zerbröckelte Schwarzbrot in das Wasser, das einen scharfen Kümmelgeruch verbreitete.

„Warm und hell ist es bei Euch!" rief eine junge Stimme.

Blitzschnell drehte sich Beli. Im Türrahmen stand eine Nonne. Das Feuer warf einen rosigen Schein auf ihr bleiches Gesicht und das weiße Ordenskleid. Sie trug weder Schleier noch Sandalen.

„Habt Ihr nicht kalt, Schwester Elsbeth?"

„Christus ist im Wind und Regen barfuß gegangen, da ließ ich meine Schuhe in der Zelle," erwiderte die Nonne.

„Hier ist warme Suppe." Beli füllte einen Holznapf mit dampfender Brühe.

„Ich danke dir, Beli, aber ich bedarf nicht des Essens und des Trinkens."

Die Magd reichte dem Knecht die verschmähte Nahrung, der sie bedächtig schlürfte.

„Vergiß nicht, Moos mitzubringen," wandte sich Schwester Elsbeth an den Alten, „wenn du ins Holz gehst. Wir stellen heute Abend die Krippe auf. Da möchten wir das Jesuskind auf weiches Moos betten."

„Moos kann ich schon unter dem Schnee hervorkratzen," versprach der Knecht.

„Und du, Beli, willst du uns die Christblumen besorgen, die wir dem Kinde in die Hände legen?"

„Christblumen? Wo finde ich Blumen im Winter?"

„Ueberall, wo guter Wille ist."

„Ich weiß nichts von Christblumen," entgegnete Beli.

„Da gehört keine Weisheit dazu, das ist Gottes Werk. Wer sie von Herzen sucht, der findet die Christblumen am heiligen Abend. Leb wohl Beli," die Nonne lächelte über das verblüffte Gesicht der Magd, „ich erwarte dich heute Abend in der Kirche."

Schwester Elsbeth hob ihre schmale Rechte und winkte zum Abschied.

„Hast du schon Christblumen gesehen?" fragte Beli den Knecht und füllte ihm den sauber ausgeleckten Napf zum zweiten Male.

„Schwester Elsbeth hat gut reden," meinte er und biss in die Suppe, „unvereinet hat nicht Zeit, auf Blumen zu schauen. Hätte sie dir lieber aufgetragen, Kraut und Speck zu holen." —

Beli wurde böse, weil sie sich bei ähnlichen Gedanken ertappte.

„Kraut und Speck! Immer denkst du ans Essen."

„Hab ja mein Lebtag nie so von Herzen genug gehabt."

„Und die Schwestern?" Beli zeigte nach dem Kloster.

„Haben die Frauen vom Oetenbach, womit sie sich nähren könnten?"

„Nein, aber sie schaffen auch nicht so hart."

„Unverstand! Ist das nicht geschafft: Bücher schreiben, dicke, große Bücher mit schönen Bildern und Goldbuchstaben?"

„Ja schreiben — ich muß Steine tragen und Holz hacken."

„Mach, daß du in den Wald kommst!" schalt Beli und half ihm in den Umhang. Sie packte die Brotresten in seine Tasche, reichte ihm Hut und Stricke und schob ihn zur Tür hinaus in den Wintermorgen.

*

Die Morgensuppe war verspeist; Beli wusch das Geschirr; eine Laienschwester trocknete die Zinnteller.

„Du bist heute so schweigsam", wunderte sich das Mädchen.

„Ich muß nachdenken", brummte die Magd. „Christblumen? Wie soll ich sie herzaubern?"

Die kleine Schwester zeigte sich hilfsbereit.

„Frage doch die Gärtnerin Ita. Sie kennt alle Pflanzen und ihre Heilsäfte."

„Mir hilft keine Schwester Ita. Ich muß selber suchen."

„Geh zu Schwester Agnes, der Aerztin, sie weiß alle Kräuter, böse und gute."

„Es handelt sich nicht um Krankheit und Heilung."

„Hast du es mit dem Gemüt zu tun? Plagen dich schwere Träume? Dann mußt du dich von Schwester Hilti trösten lassen. Ihr erschien der Böse in der Gestalt eines Wolfes. Sie hat ihm aber obgesiegt und da taten sich die Wolken auf . . ."

„Mein Schlaf ist hart", unterbrach Beli den Redestrom „ich träume selten — und nicht von hohen Dingen."

„Das ist schade", bedauerte das Mädchen.

„Hast du noch nie zugehört, wenn die frommen Frauen ihre Träume erzählten?"

„Ich bin nur die Küchenmagd der Frauen vom Oetenbach", erwiderte Beli, „mir ziemt so hoher Umgang nicht."

„Da hast du etwas verpaßt", plauderte die Kleine. „An Schwester Juzis Zellenfenster klopften unlängst die getreuen Stadtpatrone Felix und Regula und fragten die Kranke, ob sie gesund werden wolle. Sie erzählten ihr, daß ihnen auf der Oetenbacher Hofstatt dreierlei Marter angetan worden sei. Die ganze Bürgerlame ist Zeuge, daß Schwester Juzi durch die Kraft der Märtyrer geheilt worden ist."

„So soll sich die Bürgerschaft dankbar erweisen", grollte Beli. „Wenn die Patrone Felix und Regula auf diesem Boden Marter erlitten, so ist es Pflicht einer Gemeinde, die Oetenbacherinnen nicht — verhungern lassen."

„Der liebe Gott wird schon an uns denken", entgegnete das Mädchen.

„Heute ist Heiligabend und morgen ist Christtag", fuhr Beli mit Erbitterung fort. „Alle Kisten und Kasten sind leer. Die Klosterkatze muß in der Nachbarschaft mausen — denn die Mäuse müßten bei uns an Mangel zu Grunde gehen."

„Sprich doch mit Frau Adelheid, der Oberin."

„Ich kenne ihre Antwort: Beli, du machst dir viel Mühe und Sorge um irdische Dinge. Was bedeutet Hunger und Frost, wenn es um große Dinge geht, um das Heil unserer Seele."

Die Magd meinte leise: „Ich weiß, daß ich niederen Dienst tue, der vor Gott in keinem Ansehen steht."

Die ganze Enttäuschung eines unbefriedigten Daseins lag in diesen Worten Beli fühlte sich minderwertig gegenüber den Frauen, die ihre Armut mit Würde und Fröhlichkeit trugen. Könnte sie nur einmal dem Kloster zu dienen, wie sie gern wollte. Die Schwestern mit Brot und Mus versorgen: die Löcher in der Mauer, durch die das Wasser rann, zustopfen, frisches Stroh in die Säcke füllen, damit die Nonnen den Kopf nicht auf einen Stein legen mußten.

Nun hatte ihr Schwester Elsbeth aufgetragen, die Christblumen für den heiligen Abend zu pflücken. Eine sonderbare Aufgabe für eine Köchin, die nicht einmal auf dem Herd ihre Künste zeigen konnte.

„Wenn ich nur einen Ausweg wüßte," stöhnte Beli und sann den Christblumen nach. Der Laienschwester, die den öden Kamin betrachtete, kam ein Gedanke.

„Am heiligen Abend gehen alle Bedürftigen vor das Haus des Ritters Mülner. Wenn der Herr gegessen hat, läßt er das Horn blasen zum Zeichen der Armenspeisung. Die Diener verteilen die Reste seiner Mahlzeit unter die Bettler."

Beli fuhr in die Höhe, Zornröte auf dem derben Gesicht: „Wir sind keine Bettler."

Die Kleine beschwichtigte: „Du mußt ja nicht hingehen"

Die Magd reihte Teller an Teller auf das Wandbrett. Als die Laienschwester gehen wollte, fragte Beli mit abgewandtem Gesicht: „Wie heißt der Herr?"

„Ritter Mülner."

„Wo wohnt er?"

„An der niederen Brücke, beim Rathaus."

Umständlich, wie es nicht ihre Art war, entledigte sich Beli der Arbeitsschürze. Sie warf den Radmantel über und zog die Kapuze über den Kopf.

„Wohin gehst du?" wollte die Laienschwester wissen.

„Die Christblumen suchen", antwortete die Klostermagd.

*

Beli stieg vom Sihlbühl zum Rennweg hinunter. Am Tor geriet sie in ein Volksgedränge. Weinrufer, Straßenhändler, Bäuerinnen mit Marktkörben und reisiges Mannsvolk versperrten den Weg. Eben wollte die Magd den Rain auf der linken Seite des Rennwegs erklimmen, als ein daherbrausender Läufer sie fast zu Boden riß.

„Platz, Platz für den wohlehlen Ritter Mülner," rief er in die zurückweichende Menge, indem er seinem Herrn eine Gasse bahnte.

Beli reckte den Hals. Das war wohl der Mülner, von dem die Laienschwester berichtet hatte. Hoch zu Roß, im Ledervams, den grünen Jagdhut keck aufgesetzt, grüßte er das Volk mit der behandschuhten Rechten und lächelte leutselig. Hinter ihm ritten die Jagdgesellen. Die Knechte vermochten kaum die mit dem Stachelhalsband bewehrten Rüden zurück zu halten. Vier stämmige Kerle trugen die Jagdbeute, einen gewaltigen Eber.

„Wo der Herr reich ist, freut sich das Gesinde," bemerkte ein Bäcker, seine mehlweißen Hände reibend. „Wir Pfister kennen den Mülner, der ein Rad im Wappen führt. Ihm gehören alle Mühlen an der Limmat."

Beli wollte noch mehr erfahren.

„Ihr kennt den Ritter?"

Der Pfister gab bereitwillig Auskunft: „Vor sieben Jahren — genau gesagt im Juli 1343 — war die Limmat so groß, daß sie des Mülners Haus an der niederen Brücke hinweg führte. Das zerfließ die beiden Mühlestege und schwemmte ihm drei Mühlen fort. Ich war damals Knecht beim Mülner. Er baute alles wieder auf, nur noch schöner als ehedem und fester. Den neuen Turm schwemmt ihm die Limmat nicht mehr fort. Ein beherzter Herr ist er, der Mülner und wohl erfahren in Handel und Wandel, wie es einem Zürcher geziemt."

„Er soll auch eine offene Hand haben," lenkte Beli das Gespräch nach seinem Bedarf.

Der Bäcker blies die roten Backen auf: „Geht nur zur Brücke und ihr werdet sie selbst sehen, die offene Hand . . . da kommen seine Kunden."

Der Pfister wies auf die Kranken und Bettler, die sich den Rennweg hinauf bewegten.

Beli sah Blinde, Krüppel, Wassersüchtige in kleinen Karren und solche, welche die Geschwüre ihres Gesichtes mit den Händen bedeckten.

Das Schelten des Bettelvogtes und ein neuer Tumult trennte Beli von dem redseligen Pfister.

Buntscheckige Menschen, dunkel von Haut und Haar, Männer und Weiber, rührten ihre kleinen Trommeln und ließen dazu die Schellen klingen. Halbwüchsige Burschen und Kinder bettelten in einer unverständlichen Sprache. Kreischend stoben sie davon, als der Bettelvogt mit dem Stab auftauchte und sie fluchend auseinandertrieb.

„Was ist das für ein wunderlich Volk?" fragte Beli.

„Heiden oder noch schlimmeres," antwortete eine Bürgerin, ihre Ledertasche und das Schlüsselbund an sich pressend.

Der Bettelvogt wischte sich den Schweiß von der Stirne: „Sie sagen, sie kämen aus dem Aegyptenland — von den Türken vertrieben. Auf dem Platzspitz kann man ihr Lager sehen. Zerlumpt sind sie, aber ihre Weiber tragen kleine Münzen an den Kopftüchern. Etliche Männer sind Kesselflicker. Sie stehlen was sie finden. Man muß vor ihnen die Häuser bewachen."

Die Klostermagd ließ sich vom Strom der Menschen treiben. Noch nie war ihr die Handelsstraße so belebt erschienen. Bald mußte sie einem Kaufmannszug ausweichen. Hochbepackte Wagen, von Reisigen begleitet, strebten dem Rennwegtor zu. Von dort her bewegte sich ein eneue Fuhre, die Wagen kamen nur mühsam aneinander vorbei.

Beim Haus zum „Wilden Mann" war der Schöpfbrunnen so dicht umlagert, daß Beli den Durst nicht löschen konnte. Aus der Trinkstube „Zu den drei vollen Brüdern" tönte Gesang und Becherklirren. Die Magd beeilte sich, die Strehlgasse hinunter zu kommen, um auf die niedere Brücke zu gelangen.

Sie folgte dem Ton eines Jagdhorns, das vom Söller des Mülner-Turmes erschallte. Das Steinhaus des Ritters war von Armen und Neugierigen dicht umlagert.

Zwei Diener erschienen unter dem Portal. Sie trugen schwere Körbe, in denen Brot und die Reste des Mahles aufgeschichtet waren. Geschickt warfen sie Fisch-Stücklein, Knochen, Brotschnitten und Käsebrocken in die empor gehaltenen Hände oder in die aufgesperrten Mäuler, wobei es manchen Scherz gab, wenn einer dem andern den Bissen wegschnappte.

Ritter Mülner erschien mit seinen Gästen auf dem Söller und wachte darüber, daß gerecht verteilt wurde.

„Die braune Kapuze hat noch nichts bekommen," rief er einem Diener zu und zeigte auf die Magd. Ein Fischschwanz flog auf Belis Kopf, so daß die Umstehenden auflachten.

Die Magd löste ihr Halstuch und bückte sich. Ein ganzer Regen prasselte auf sie nieder. Hastig raffte sie die guten Sachen in das Tuch und wollte unerkannt entweichen.

„Halt!" rief der Mülner, „wohin so geschwind?"

Beli nutzte die Gelegenheit, die ihr das Schicksal bot.

„Ins Kloster, Herr."

„Wer bist du?"

„Küchenmagd meiner lieben Frauen zum Oetenbach."

„Sind die Nonnen so arm?"

„Ueber alle Maßen."

„Habt Ihr nicht Brot und Wein?"

„Wenn die Schwestern unsern Herrn empfangen, so trinken sie etwa aus dem Kelche."

„Komm morgen wieder mit einem Korb und Krug," ermunterte sie der Mülner.

Die Magd eilte mit ihrer Beute der Schipfe zu. Ihr Gewissen war beunruhigt. Hatte sie recht getan, unter dem Bettelvolk zu stehen und die Armut des Klosters zu bekennen? Würden die Frauen, denen Fasten und Beten wichtiger war als Speise und Trank, die Gaben des Mülners annehmen? Verzagt blickte sie auf das Bündel mit den Speiseresten. Was für eine gute Suppe könnte sie damit machen, eine wahre Weihnachtssuppe. Sie wollte sich doch so gerne nützlich machen, den Schwestern ihre Verehrung zeigen, Hilfe bringen — wenn sie nur angenommen würde.

Plötzlich kam ihr der Auftrag der Schwester Elsbeth in den Sinn: Die Christblumen. Sie hatte sie im Getriebe der Stadt ganz vergessen. Unschlüssig blieb sie stehen und schaute in die Limmat.

Die wilden Wasservögel, von der Kälte in die Stadt getrieben, schwammen ans Ufer und fraßen mit den zahmen Enten, was ihnen die Leute gaben. Einige Schwäne gingen aus dem Wasser und ließen sich von den Kindern füttern und streicheln.

„Gott erbarmt sich selbst der unvernünftigen Kreatur und stillt ihren Hunger," dachte Beli und stieg langsam zum Lindenhof empor.

Vor ihr schleppte sich mühselig ein Karren den steilen Weg hinan. Ein dürrer Hund war angeschirrt, ein alter Mann half ihm ziehen. Auf dem Wägelchen saß ein junges Weib, das ein Kind in den Armen hielt. Die Frau und das Kind waren von brauner Hautfarbe und in Lumpen gehüllt. Der Alte trug ein Fellesisen und einen durchlöcherten Kessel auf dem gebückten Rücken.

„Heiden und Kesselflicker", überlegte sich Beli und wollte vorübergehen. Da traf sie ein Blick des Kindes. Aus den großen, dunklen Augen sprach der Hunger. Die Mutter drückte das Kind an die Brust, um es zu wärmen.

Beli fühlte ein Brennen im Halse. Die grobknochige Maud schob den Alten beiseite und ergriff die Deichsel des Wagens. Der Mann humpelte nebenher, der Hund schnieste sich an Belis Knie, Schritt mit ihr haltend.

Auf dem Lindenhof angekommen, sah die Magd den Alten fragend an. Er zuckte die Achseln, wies auf die kahlen Bäume, auf den harten Boden und zeigte dann auf den erbärmlichen Karren. Beli begriff ihn ohne Worte. Das war das Los des fahrenden Volkes: Kein Obdach, Not und Wanderung. Das schlimmste dünkte sie die Heimatlosigkeit der Armen. Keine Heimat! Beli glaubte die Armut zu kennen. Beim Anblick der Flüchtlinge fühlte sie sich reich. Sie besaß ein Dach, wenn auch der Regen durch die Dachsparren tropfte. Sie besaß vor allem eine Heimat, die sie mit Mauern vor Krieg und Elend schützte.

Die Klostermagd schämte sich ihres Kleinmutes. Hier war dringende Hilfe notwendig. Sonst verdarben diese drei Menschen und . . . schon schirrte sie den Hund ab, warf ihren Mantel über die verhärmte Mutter und ihr Kind und las die dürren Zweige unter den Linden zusammen. Sie wählte unter den zerbeulten Kesseln, die im Karren lagen, den anständigsten, wusch ihn am Brunnen und füllte ihn mit Wasser. Sie machte ein Feuer und öffnete ihr Tuch

Einen Augenblick zögerte ihre Hand . . . dann warf sie entschlossen Brocken um Brocken in das Wasser. Der Hund bekam einen Knochen — einen wahren Staatsknochen mit viel Fleisch daran. Das Weib setzte sich ans Feuer, der Alte rührte derweil die Suppe. Die einen würzigen Duft verbreitete.

Beli fischte die besten Bissen und bot sie der Frau an. Sie ließ das Kind von der Brühe trinken. Darauf versorgte sie den Alten. Dabei schlenkerte sie die Hand als ob sie sich die Finger verbrenne. Das Kind lachte. Beli wiederholte das Spiel so oft, bis auch das Gesicht der Mutter sich aufhellte. Der Hund spielte mit, dabei hielt er die glänzenden Augen auf Beli gerichtet.

Die Reste des Mahles gab die Magd dem Mann in Verwahrung und schleppte Holz für die Nacht herbei.

Der Tag war trübe gewesen und früh senkten sich graue Schleier über die Dächer und auf die Limmat. Die ersten Lichter flackerten hinter den Eisblumen der Fenster.

Beli erschrak. Sie hatte sich bei der Arbeit vergessen — aber jetzt war es höchste Zeit zu gehen. Sie gab den Fremden die Hand und wehrte den Dank verlegen ab.

Das Kind pflückte einige magere Kräutlein, die unter dem Schnee hervorguckten und reichte sie der Magd.

Beli mußte lächeln, als sie die elenden Pflänzchen an sich nahm. Als des Kindes Hand sie berührte, fühlte sie sich bis ins Innerste erwärmt. — Die Kräuter zwischen Mieder und Hemd steckend, ohne Mantel und Tuch, eilte sie durch Hintergassen dem Oetenbach zu.

*

Auf dem Heimweg gewannen die Zweifel wieder Oberhand. Was mußte Schwester Elsbeth denken, wenn sie ihr berichtete, was sie getan. Beli ließ die Ereignisse des Tages an sich vorüberziehen: Maulaffen feil gehalten im Rennweg, gebettelt beim Ritter Mülner, das Kloster bloßgestellt, den Schwänen zugeschaut und bei dem Heidenvolk auf dem Lindenhof die Zeit vertan.

Keine Christblumen gesucht, die Pflicht nicht erfüllt — sie war ein unnützes Ding, unwürdig zu höherem Dienst.

Ihr Name sagte es deutlich. Schwester Elsbeth, die nannte man bei ihrem Taufnamen und sie, die doch auf den gleichen Namen getauft war, hieß nur — Beli. Ihr Ehrgeiz blies ihr ein, daß ihre Einfalt von Gott nicht anerkannt werde.

Mit verehrendem Neid — das gestand sie sich offen — hörte sie jeweils von den Träumen und Offenbarungen der Nonnen.

Glückliche Auserwählte, die Eisennadeln auf dem Leibe trugen und der Marter spotteten.

Das gefiel Gott wohl besser als Küchendienst tun, Schüsseln waschen und das Wasser auf dem Rücken tragen.

Als die Magd das Kloster auf dem Sihlbühl erblickte, wurde ihr etwas leichter zumute. Die Kirche überragte die bescheidenen Häuschen, die sich wie Schwalben der Stadtmauer anschmiegten. Vom Turm klang die Glocke.

Erachung und Demut ließen sie beten: „Herr, tue mir, wie du willst!

*

Der Klosterknecht trug einen Korb mit Efeu und Moos über den Hof, als Beli bei hereinbrechender Nacht durch die Pforte schlüpfte.

„Du sollst in die Kirche kommen," sagte die Pförtnerin, „du findest Schwester Elsbeth im Chor. Sie stellt die Krippe auf."

Die Magd nickte und eilte in die Küche. Die Laienschwester trat ihr in freudiger Erregung entgegen.

„Beli, du wirst staunen. Während du fort warst fuhr ein Wagen in den Hof. Diener luden Körbe voll Mehl und Brot und Krüge mit Wein aus. Sie wünschten einen gesegneten heiligen Abend — den Namen des Gebers durften sie nicht verraten. Der Klosterknecht meinte aber, es seien die Mannen des reichen Mülners, er sah das Wappen mit dem Rad auf ihren Kappen. Beli — du sagst gar nichts — freust du dich nicht?"

Die Magd fühlte dieselbe Wärme wie auf dem Lindenhof, als des fremden Kindes Hand sie berührt hatte.

Wortlos verließ sie die Küche und ging in die Klosterkirche. Im Chor, beim Schein eines Wachslichtes, baute Schwester Elsbeth und noch einige Nonnen die Krippe auf. Es duftete nach Tannen und Harz wie im Walde. Beli blickte durch das Gitter, das den Chor von der Kirche trennte, auf die Figuren der Krippe. Ochs und Eisel schauten zwischen Moos und Zweigen auf die Hirten, die gekommen waren den Christ zu grüßen. Doch was war das? Die Magd zuckte zusammen. Zu Füßen Marias lag ein Hund. Er hatte große Aehnlichkeit mit dem Tier des Kesselflickers.

Joseph war ein hinfälliger Alter und an Marias Wangen zehrte der Gram. Das Kind lag still und blickte sie an — mit großen Augen, aus denen die Not sprach. — Aus Belis Brust drang ein leiser Wehelaut.

Schwester Elsbeth drehte sich um, die andern hatten nichts gehört.

„Endlich bist du da Beli, ich habe um dich gebangt. Gib mir geschwind die Christblumen!"

Ehe Beli ein Wort sprechen konnte, schob die Nonne ihre Hand durch das Gitter und nahm die welken Kräuter, die Gabe des Kindes der fahrenden Leute, vom Mieder der Magd.

Die zarte Berührung erfüllte Beli zum dritten Mal an diesem denkwürdigen Tag mit Wonne.

„Du wirst sehen, wie schön sie blühen, wenn wir die Weihnachtsmette singen. Dah Dank, Beli."

Wirr und sturm ging Beli in die Küche zurück, wo der Klosterknecht Holz aufschichtete, so viel Holz, mehr als ein alter Mann vom Walde heimtragen konnte.

Beli wunderte sich über nichts mehr, darum fragte sie auch nicht woher das Holz gekommen sei.

*

Noch nie waren so viele Leute zur Christmette auf den Sihlbühl gestiegen. Die Klosterkirche war ganz voll von Andächtigen, die dem Gesang der Nonnen lauschten. Das kam daher, weil der Ritter Mülner, seine Familie und das Gesinde diesmal nicht im Münster, sondern im Oetenbach den heiligen Abend feierten.

Nach dem Gottesdienst grüßte er die Oberin Adelheid und unterhielt sich freundlich mit ihr.

Alles machte Platz, als er, von seiner Frau und den Kindern begleitet, das Gotteshaus verließ.

Ganz hinten, neben einer Säule, stand Beli.

Der Ritter Mülner erkannte sie sogleich. Er nickte ihr zu und hielt den Finger vor den Mund, als wollte er sagen: „Wahre unser Geheimnis!" Beli geriet in Verwirrung. Wie, wenn Gott ihre Bitte erhört hätte und durch sie — eine geringe Küchenmagd — dem Kloster Gutes zugekommen wäre. —

Als die Kirche sich entleert hatte, wagte Beli den Chor zu betreten.

Das Weihnachtslied der Nonnen schien noch in dem stillen Raum zu schweben: „Flores apparuerunt, vincae florentes odorem dederunt . . . die Blumen sind erschienen, die blühenden Weingärten haben ihren Duft dazu gegeben."

Beli stand vor der Krippe. Maria und Joseph schauten glückselig auf das Kind. Die dunklen Augen des Göttlichen ruhten auf der Magd. Er lächelte. Wie gebannt schaute sie auf die geöffneten Hände des Kindes, in denen ihre . . . Belis elende Kräuter im Scheine der Kerzen erblühten wie Blumen im Frühling.

„Flores apparuerunt" . . . . schwang es in zarten Tönen bis zu den Gewölben hinauf. Weg war aller Zweifel. Gott nahm am heiligen Abend alle Beschwerde von ihr. Es war klar, daß er ihre armen Dienste ebenso hoch anrechnete wie Gesang, kunstvolle Bücher und Marter. Er hatte ihr geholfen, die Christblumen zu finden.

Ihr war so leicht, als schwebe sie in den Lüften; sie war wie ein voller Brunnen, der von Liebe überfloß.

Mit dem Herzen wollte Gott gewinnet sein. Da gehörte keine Weisheit dazu, nur Liebe. Im Innern der Magd wuchs eine solche Kraft, daß ihre Seele ruhig und stille ward.

Einem neuen Bundesrat zum Gruß!

Man schreibt uns aus Bern:

Zwei Neuwahlen! Zwei Bundesräten, die nach Neujahr unter der Kuppel in Bern einziehen werden, strömen Hoffnungen und Wünsche der Schweizerfrauen entgegen. Beiden begegnen tausend und abertausend Segenswünsche; und keiner ist zu viel für die, welche in schwerer Zeit mutig das Ruder mit in die Hand nehmen wollen. Getragen von vertrauensvollem Glauben des Volkes werden sie ihr Amt leichter ausüben. Beide verdienen sie es, obwohl beide in der weiteren schweizerischen Oeffentlichkeit nicht so bekannt sind.

Unsere feinhörigen Ohren haben aber ein paar Wörtlein aufgeschnappt; sie machten uns aufhorchen und verlassen uns nicht mehr seither; sie lauteten: „.... und jeder Schweizerin". Bundesrat Eduard von Steiger sagte in seinem schönen Gelöbnis vor den Räten: nicht nur dem Parlament, nicht nur dem „abstrakten" Vaterland, jedem Schweizer und jeder Schweizerin fühle er sich verantwortlich.

Das ist aus dem Munde eines Mannes, der wenig spricht, aber das besonnen wägt, was er sagt, so wie es Herr von Steiger tut, mehr als ein Wort. Das ist der Ausdruck eines bewußten staatsmännischen Wollens, das vor sich eine ganze Volksgemeinschaft von Männern und Frauen sieht, die als Ganzes erfaßt werden muß, zu Nutz und Ehre des Vaterlandes. Wir haben auch einen besondern Grund, an ein frauenfreundliches Sinnen zu glauben. Die Bürgschaftsgenossenschaft SAFFA, die ihren Sitz in Bern hat, ist von der bernischen Regierung nicht immer mit Sammethandschuhen angefaßt worden. Die Fiskalinteressen des Staates verlangten einen harten steuerlichen Zugriff, der umso schwerer zu ertragen war, als zwar die Bürgschaftsgenossenschaft des bernischen Gewerbeverbandes, also ein analoges Männerwerk, reichlich mit Beiträgen bedacht wurde, die SAFFA aber auch nicht einen Franken zum Ausgleich ihrer großen Leistungen im Kanton Bern und ihrer Steuerzahlungen erhielt. Seit einem Jahr war nun Fürspr. E. von Steiger Regierungsrat des Kantons Bern, und dem ersten Subventionsgesuch der SAFFA wandte er sich mit Freundlichkeit zu. Einer Vertreterin der Genossenschaft erklärte er, er müsse dies zwar sorgfältig prüfen; auf Anhieb scheine es ihm jedoch ein Akt der Gerechtigkeit, daß auch das Werk der Frauen Unterstützung erhalte. Gerechtigkeit! Wie wohl tut das unserm unverwöhnten Ohr. Und siehe! In seinem großzügigen Vortrag, den er zwei Tage nach der Wahl zum Bundesrat in Bern vor den bernischen Wirtschaftsgesellschaften hielt, und in welchem er die ganze Oekonomie des Kantons Bern aufrollte, war es ihm nicht zu gering, einzuflechten, daß im Rahmen der Gewerbehilfe auch der Bürgschaftsgenossenschaft der Frauen Unterstützung gewährt werden müsse. „Man sollte auch den weiblichen Bürgschaftsgenossenschaften helfen" referiert das „Berner Tagblatt" über die Stelle des Vortrages. Möchte sein Nachfolger im bernischen Regierungssessel diese Losung anerkennen!

Im näheren Umkreis von Herrn Bundesrat von Steiger leben hervorragende Frauen, was seine Aufgeschlossenheit für den Wert weiblichen Wirkens in der Volksgemeinschaft gewiß mitbegründet. Frau Beatrice von Steiger, seine Gattin, eine der eifrigsten Förderinnen und begabtesten Spielerinnen des Heimatschutztheaters, eine unermüdliche Prophetin des guten Berndeutsch, vollbringt seit Jahren bernische Kulturarbeit, die über die Kantonsgrenzen hinaus bekannt ist. Wird sie weiter auf die Bretter dürfen? Werden wir sie weiter am Radio hören? Wir hoffen es. Nicht nur im Ausland, auch bei uns ist es gern gesehen, wenn die Frauen unserer Regierenden sich einer sozialen oder kulturell vaterländischen Aufgabe widmen, besonders wenn es mit der schlichten Bescheidenheit geschieht, wie sie Beatrice von Steiger anhaftet. An der Seite ihrer Mutter, Frau von Mülinen, der Dichterin, hat sie übrigens auch jahrelang im Lyceum getreue Vereinsarbeit geleistet. Dort ist sie ablösbar, nicht aber im Kreis der bernischen Heimatschutztheater-Leute. Freundschaftliche Gefühle verbinden Bundesrat von Steiger auch mit seiner Schwägerin, der Bildhauerin Eleonore von Mülinen, dieser überragenden Berner Künstlerin. Wir sind diesen Frauen, wie den andern, die wir nicht kennen und die doch mit dazu beitrugen, des neuen Bundesrates gute Meinung von den Frauen zu begründen, von Herzen dankbar für ihr Tun.

Bundesrat Eduard von Steiger findet bei seinem Amtsantritt ein unerledigtes Geschäft vor, das uns am Herzen liegt, die Petition für das Frauenstimmrecht. Vor kurzem noch hat der scheidende Vorsteher des Justizdepartementes, Bundesrat Baumann, vor einer Frauendelegation ein schönes Bekenntnis abgelegt. „Ich bin nicht gegen das Stimmrecht der Frauen," so sagte er, „wohl aber hielt ich es nicht für opportun, die Angelegenheit vor Räte und Volk zu bringen in einer Zeit, da ein Mißerfolg von vorneherein gewiß." Der Ausgang der Genfer Abstimmung hat uns neuerdings gezeigt, daß diesser Auffassung eine Berechtigung nicht abgesprochen werden kann. Wir sind wie Bundesrat Baumann der Meinung, daß die Behandlung der Frage des Frauenstimmrechtes für sich allein auch auf eidgenössischem Boden zu einem negativen Ausgang führen muß. Aber im Rahmen einer allgemeinen Abstimmungs- und Wahlreform, verbunden mit einer Revision des Referendumsrechtes, würde die Aufnahme einzelner oder aller Frauenpostulate auf diesem Gebiete gewiß angebracht sein. Diese Reform des Wahl- und Abstimmungswesen auf eidgenössischem Boden ist ein Sektor der Erneuerung unseres Bundesstaates, die den künftigen Vorsteher des eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements beschäftigen wird. Und da ist es uns ein Trost, zu wissen, daß er sich bei diesen Reformarbeiten verantwortlich fühlen wird „jedem Schweizer und jeder Schweizerin". S.

Redaktion:
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25, Telephon 3 22 03.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142, Telephon 8 12 08.
Wochenchronik: Helene David St Gallen, Tellstr. 19.

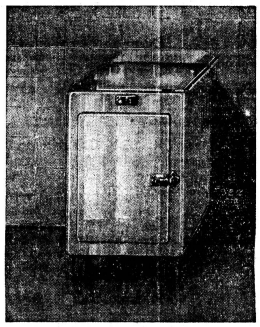
Wo es an der Gesundheit fehlt, ist Ovomaltine das willkommenste Weihnachtsgeschenk!
Fr. 2.- u. 3.60 Dr. A. Wander A. G., Bern

Seit 50 Jahren
schätzen die Hausfrauen
MEYER'S TEIGWAREN
wegen ihrer Güte und Ausgiebigkeit
GESCHW. MEYER, Teigwarenfabrik, Lenzburg
gegr. 1890
Ein von Frauen geleitetes Unternehmen

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE 50 GRAMM

Wolle und Garne
kaufen Sie gut bei
F. Müller-Schoch
Stadthausstr. 14, Winterthur
Gratis-Anleitung

Druck-Arbeiten
besorgt vorteilhaft
und gewissenhaft
Buchdruckerei Winterthur



Sparen
Kampf dem Verderb
das Gebot der Zeit!
Hausfrauen!
Neueste vollautomatische
Elektro-Kühlschränke
Ia Schweizerfabrikat
50 % billiger
als die bisherigen, fremden Fabrikate, helfen Ihnen sparen und die Speisen vor dem Verderb zu schützen.
Attest der Prüfanstalt S.E.V. Vorteilhaftester Betrieb, keine Unterhaltung, keine Wartung.
Lieferbar auf Bestellung jeder beliebigen Größe und Ausstattung.
direkt ab Fabrik:
STÖCKLI & ERB KÜSNACHT-ZCH.
TELEPHON 91 05 31
Verlangen Sie Offerte oder unverb. Besuch!

Ein besserer Essig
aus Schweizer Obst,
naturrein,
spritfrei hergestellt.
Obstverwertung Bischofszell

Bell
calora
die feine
Leberwurst
sättigt
und wärmt

Detektiv K. Lier streng diskret erstes Spez.Büro
schafft Klarheit in Vertrauens-Ehesachen, Vaterschafts-Prozessfällen! Beobachtungen, treffsichere Heirats-Spez.
Auskünfte Löwenstr. 56 b. Bahnhof, Zürich 1, Tel. 32948
a. Detektiv d. Stadt Zürich & Fremdenpolizei

Wo kauft die Frau in Zürich?

Die neue hygienische Kochkiste „Imber" darf heute in keiner Küche fehlen. 70-90% Einsparung an Gas od. elektr. Strom. Nicht zu vergessen der köstliche Zeitgewinn. Alle diese Vorteile bietet Ihnen
Kühlschrankfabrik IMBER AG.
Haldenstraße 27 - Telephon 3 13 17 - Zürich

Frauen!
Berücksichtigt beim Einkauf
unsere Inserate
Der Inserent hilft uns, die Käuferin hilft ihm

Neue
Radio-Apparate
Modelle 1941

Paillard	298.-	bis	670.-
Daso	270.-	bis	520.-
Philips	275.-	bis	1100.-
Telefunken	225.-	bis	485.-
Biennophon	298.-	bis	452.-
Komet	360.-	bis	420.-
Mediator	275.-	bis	350.-
Jura	275.-	bis	460.-
Minerva	295.-	bis	570.-
Orion	315.-	bis	420.-
Aga Baltic	335.-	bis	445.-
Luxor	469.-	bis	975.-
Hotrela			345.-
Ingelen Suisse			455.-
Sondyna, Volksradio			128.-

Teilzahlung Garantie
Seriös bedient das
Radio-Spezialgeschäft
Paul Iseli
Zürich-Wollishofen
Albisstr. 10, Tel. 5 06 75

Vertrauenshaus
für gepflegte Ia.
Wäsche-Aussteuern
noch denkbar preiswert
MÜLLER x Sommerau
THEATERSTR. 8 b. BELLEVUE ZÜRICH

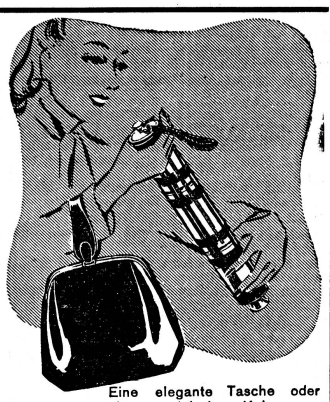
Güggeli am Spieß gebraten
Seiler's Spezialkonserven
„Lerex"
als ständiger Vorrat im Hause
Traiteur Seiler
Uraniastraße 7 Zürich 1

Wer gut verdaut, ist gut gelaunt!
YOGHURT „AXELROD"
VZM
Vereinigte Zürcher Molkereien

TEA-ROOM
Gerstlauer
Bleicherweg 11-13 · Seefeldstr. 40 · Telefon 3 49 94
Bekannt
für Qualitätsgebäck

Bandagen- und Sanitätsgeschäft
A. Ammann-Notz
Bandagist. Orthopädist Tel. 7 51 41
Löwenstraße 31, Zürich
Krampfadernstrümpfe nur vom Fachgeschäft

Frau H. Bauhofer-Kunz & Tochter
Atelier für orthopädische u. modische Korsetts
Zürich 1, Münsterhof 16, II. Etage - Tel. 36 340
SPEZIALITÄT: Maßanfertigung von Stützkorsetts, Umstandskorsetts, Leibbinden, Brustersatz (nach Operation), Schalenpelotten für Anuspräter und Rectum. Seit Jahren für Aerzte und Spitäler tätig


Eine elegante Tasche oder einen praktischen Knirps aus unserer reichhaltigen Auswahl
E. Bosshardt's ERBEN
ZÜRICH, Limmatquai 120
Seit 1874 bekannt für gut und preiswert